

## Die Wahrheit über die Bourbaki-Legende

Der Abend senkte sich über Bern, die Hauptstadt der Schweiz. Nur noch vereinzelt Fremde bestaunten im Zentrum der Altstadt am Zeitglockenturm die Uhr mit den riesigen goldenen Zeigern und dem Figurenspiel, das sich zu jeder vollen Stunde im Kreise drehte. Die Plätze und Gassen leerten sich. Es zog jedermann nach Hause, seit man wusste, dass sich jenseits der Grenzen etwas zusammenbraute.

Vom noblen Kirchenfeld jenseits der Aare strebte ein energischer Mann mittleren Alters über die Kirchenfeldbrücke. Sie überspannte den Fluss in gewaltigem Bogen, ein Meisterwerk der Brückenbaukunst. Am Ende der Brücke bog er zur Linken in die Kochergasse ein, die ihn zum Bundeshaus führte. Als ihn der Pförtner erblickte, zog er sofort den schweren Flügel des Hauptportals auf, machte einen Bückling und sagte: «Herr Bundesrat Welti – so spät noch?» Der nahm von ihm keine Notiz, eilte die Treppe hinauf, durchmass hallenden Schrittes so schnell wie möglich den Wandelgang und verschwand in seinem Büro. Er liess sich hinter dem mit Akten überladenen Schreibtisch in den Sessel fallen, warf einen kurzen Blick auf das im letzten Abendrot verglühende Panorama der Alpen, griff zur Feder und formulierte zuhanden des Auslands die Erklärung der unbedingten Neutralität der Schweiz im bevorstehenden Krieg zwischen Frankreich und Preussen und hob den Willen der Eidgenossenschaft hervor, Verletzungen der Neutralität mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verhindern. Er setzte das Datum vom nächsten Tag darunter: 16. Juli 1870. Die Erklärung musste früh aus dem Haus. Die gegen Abend



Bundesrat Emil Welti (23.4.1825–24.2.1899), um 1870/71.

bekannt gewordenen Nachrichten über die Verschlechterung der Lage verboten ein Hinausschieben der äusserst wichtigen Erklärung.

Welti war kein Berner. Aufgewachsen im aargauischen Städtchen Zurzach, hatte er eine steile politische Karriere hinter sich. Er war Doktor der Rechte und Rechtsanwalt. Im Aargau hatte er schon hohe und höchste Ämter bekleidet, war Ehrenbürger von Genf und Aarau, und die Zürcher Universität hatte ihm den Doktor ehrenhalber verliehen. Er war 1866 mit nur fünfundvierzig Jahren Bundesrat geworden, und es ging das Wort um, er regiere bereits das Bundesratsgremium und damit die Schweiz.

Jetzt war er als Vorsteher des Militärdepartements zum zweiten Mal für die Armee verantwortlich. Er hatte das Amt schon einmal bekleidet und damals Reformen eingeleitet, die aber liegen geblieben waren. Angesichts der Kriegsgefahr – das wusste er – war das Heer nur auf dem Papier bereit, in Wirklichkeit nicht. Das zuzugeben war im Augenblick das Falscheste, was er tun konnte. Es galt vielmehr, die Bevölkerung glauben zu machen, die Armee sei ein starker Schutzschild, sodass das Land nichts zu befürchten habe.

Zu diesem Zweck griff er nochmals zur Feder. Er machte sich Notizen für eine Proklamation ans Schweizervolk. Es musste darin viel von Vaterlandsliebe und Schweizerethik die Rede sein. Ziel und Zweck sollte sein, der Bevölkerung Vertrauen einzuflössen in die Massnahmen der Behörden, die ja der Ausdruck des souveränen Willens der Bürger seien. Welti war grundsätzlich der Meinung, die Wünsche des Volkes seien dem Regieren eher hinderlich, aber gelegentlich müsse man ihm Honig ums Maul streichen, damit es ruhig blieb.

Sobald der Aufruf verfasst war – das sollte morgen der Fall sein –, musste er gedruckt und sämtlichen Zeitungen zugestellt werden. So war gewährleistet, dass sich der hin-

terste und letzte Schweizer davon überzeugen konnte, dass die Regierung in Bern gewappnet war und alles zum Wohle des Volkes vorbereitet hatte.

Es war spät geworden. Welti machte das Licht aus. Er warf einen letzten Blick auf die matt schimmernden nächtlichen Firne und Gletscher. Er liebte dieses Land, aber man musste es mit starker Hand führen.

Den Weg zum Ausgang des Bundeshauses kannte er Schritt für Schritt. Heute, in dieser lauen Sommernacht, wäre sogar die spärliche Innenbeleuchtung überflüssig gewesen. Der Nachtportier trat aus seiner Loge. Auch er machte einen Bückling und begleitete ihn auf den Bundesplatz hinaus. Der lag wie ausgestorben da. Nur aus dem gegenüberliegenden Café Fédéral drang Gelächter. Welti wandte sich nach rechts und strebte, wie es seine Gangart war, zügigen Schritts durch die kaum beleuchtete Kocher-Gasse der Kirchenfeldbrücke zu. Die Bundesräte mussten während ihrer Amtszeit ihren Wohnsitz in der Stadt haben. Als er die Türe seines Hauses aufschloss, schlug es von den Kirchen zehn Mal.

Am selben Tag, an dessen Ende Welti über den dunkeln Bundesplatz und über die Kirchenfeldbrücke nach Hause eilte, hatte der Jungbauer Jean Célestin Sallier in der Nähe von Lyon über Mittag auf dem Feld seines Vaters das Gras, das zum Trocknen ausgelegt war, mit der Gabel gewendet. Er träumte dabei von einer Maschine, die er jüngst in einer landwirtschaftlichen Ausstellung neidvoll bewundert hatte. Der Maschine spannte man ein Pferd vor, das sie zog, wobei jede Drehung der Räder Gabeln bewegte, die das Gras oder das Heu hochwarfen und verzettelten, so dass er, hätte er das Gerät besessen, nichts anderes zu tun gehabt hätte, als die Fliegen von den Augen des Pferdes zu scheuchen und das Tier am Zaum zu führen.

Es war heiss unter der stechenden Sonne, Hochsommer, und Jean Célestin schweissgebadet. Das Hemd klebte an Rücken und Brust und die Hose an den Beinen. Der runde Strohhut mit der breiten Krempe und dem roten Band schützte Gesicht, Nacken und Hals nur dürftig. Für eine Weile hielt er, auf die Gabel gestützt, inne, wischte mit dem Ärmel die Schweissperlen von der Stirn und schaute rundum über Felder und Wiesen, auf denen andere sich abrackerten wie er. Dann blieb sein Blick haften an zwei Reitern, deren Uniformen er kannte. Es waren Gendarmen der Armee. Was wollten die hier? Sie trabten heran, parierten die Pferde, und der eine, ein Unteroffizier – die Streifen an den Ärmeln verriet es –, fragte nach seinem Namen. Jean Célestin gab Auskunft. Der Sergeant streckte ihm einen Zettel hin mit der Aufforderung, ihn sofort zu lesen. Jean Célestin hatte nur zwei Jahre die Schulbank gedrückt, dann fand sein Vater, nun sei es genug der Zeitverschwendung, er bedürfe jetzt seiner auf den Feldern. Jean Célestin bat verlegen, man möge ihm das Papier vorlesen. Es war der Rekrutierungsbefehl, unterzeichnet vom Präfekten der Stadt und versehen mit dem amtlichen Stempel.

Die Gendarmen nahmen ihn gleich mit, ohne dass er zu Hause Hose und Hut gegen andere Kleidungsstücke hätte austauschen und vom Vater Abschied nehmen können. In der Kaserne steckte man ihn mit andern Mobilisierten in abgetragene Uniformen, die kaum passten. Er kam sich vor wie verkleidet. Nach karger Verpflegung marschierte die Schar, von den Gendarmen eskortiert, zum Bahnhof. Dabei zogen sie durch ein Villenviertel und vernahmen von den gutgekleideten Herrschaften auf den sauberen Bürgersteigen nichts als Zurufe wie «Vive la France!» und «Vivent les Mobiles!» Zudem wurden sie begeistert beklatscht. Jean Célestin fragte, obschon er es nicht hätte

tun dürfen, aber kein Vorgesetzter sah es, einen Herrn auf dem Gehsteig, warum die Bewohner des Quartiers von ihnen, die sie noch längst keine Soldaten seien, so viel hielten. Er bekam zur Antwort, dass die Bürger eigentlich nicht ihn und seine Kameraden beklatschten, sondern die Trikolore, die vorangetragen werde, denn diese bereite den Quartierbewohnern viel mehr Freude als die rote Fahne auf dem Rathaus.

Einen Tag später – es war Samstag, der 16. Juli 1870 – versammelten sich die sieben Bundesväter kurz vor neun Uhr morgens im Sitzungsraum. Schlag neun eröffnete der Bundespräsident, Dr. Jakob Dubs, mit der Tischglocke die Sitzung. Der Kanzler der Eidgenossenschaft, Schiess, sass schon mit der Feder in der Hand am Pult, bereit, die Verhandlungen zu protokollieren.

Sie waren alle nervös. Kein Zweifel, der Krieg liess sich nicht mehr abwenden. Offiziell war der Ausbruch noch nicht bestätigt. Trotzdem musste man handeln. Als Erster nahm der Vorsteher des Militärdepartements, Dr. Emil Welti, das Wort. Er holte aus. Er liess verlauten, er habe volles Verständnis dafür, dass Napoleon der Dritte der hohenzollerschen Kandidatur nicht zustimme und sich gegen einen Deutschen auf dem spanischen Thron verwahre. Leider aber sei er nur noch ein Abklatsch seines grossen Onkels Napoleon Bonaparte. Vor vierzehn Jahren, in der blutigen Schlacht von Solferino, die den Anstoss zur Gründung des Roten Kreuzes gegeben habe ... Dubs unterbrach ihn, es gehe jetzt nicht um eine Geschichtsstunde, sondern darum, welche konkreten Massnahmen ergriffen werden müssten. Damals habe der Kaiser, fuhr Welti fort, noch über seine geistigen und körperlichen Kräfte verfügt, jetzt aber ... «Weiter, weiter!», forderte Dubs abermals. «Ganz konkret:

Wann sollen wir mobilisieren, und wie viel Truppen wollen wir wohin schicken?»

Rasch war man sich einig. Man stimmte Weltis Vorschlag zu, fünf Divisionen aufzubieten. Auf die Frage des Präsidenten, wie viel Mann dies seien, antwortete Welti, rund siebenunddreissigtausend. Man müsse dem Ausland unmissverständlich zeigen, dass die Schweiz jeden Eindringling sofort mit Waffengewalt angreife. Welche Stellungen die Truppen beziehen sollten, wurde gefragt. Darauf Welti: dem Rhein entlang von Schaffhausen bis Basel und westlich der Stadt längs der französischen Grenze bis in die Gegend von Pruntrut. Die restlichen vier Divisionen könne man nach Bedarf unter die Waffen rufen, aber sie müssten schon jetzt auf Pikett gestellt werden. Welti schlug vor, dass die Truppen vorderhand unter den Befehl des Obersten Rudolf Merian gestellt würden. Er sei Platzkommandant von Basel und ein guter Mann.

All das klang vernünftig, nur ... Welti zögerte. Dann fuhr er fort, das grosse Aufgebot koste. Das Finanzdepartement werde tief in die Tasche greifen müssen. Der angesprochene Bundesrat Cérésolle – er war noch kein Jahr im Amt – erbleichte. Er gestand, in der Bundeskasse lägen nur viereinhalb Millionen, und wenn er annehme, die Grenzbesetzung verschlinge tagtäglich hunderttausend Franken, was gewiss nicht zu hoch gegriffen sei, dann sei die Kasse nach zwei Monaten leer! Der Präsident meinte, und alle nickten, das sei ein Problem. Man müsse nach Wegen suchen, wie man zu Geld komme. Herzaubern könne man es nicht. In den nächsten Sitzungen müsse man darüber sprechen. Vorerst aber solle Welti an die Kantone ein Rundschreiben richten und sie über die getroffenen Massnahmen unterrichten. Auf alle Fälle müssten sie ihre kantonalen Einheiten marsch-tüchtig machen.

Dubs las das Protokoll durch, befand es für richtig und unterzeichnete es. Auch Schiess setzte seinen Namen darunter. Ehe er das Sitzungszimmer als Letzter verliess, drückte er den praktischen Stempel, an dem er die Zahlen wählen konnte, auf das Stempelkissen und übertrug die Nummer 2847 als Aktenzeichen aufs erste Blatt, und zwar in die leere Spalte rechts. Sie war für Randbemerkungen bestimmt.

In sein Büro zurückgekehrt, verfasste Welti das Kreis Schreiben. Er hätte es gern in forschem Ton gehalten, doch aus Erfahrung wusste er, wie empfindlich die Kantone waren. Man musste mit ihnen umgehen wie mit rohen Eiern. Was war der Bund ohne die Kantone? Nichts! Deshalb hütete er sich zu schreiben, der hohe Regierungsrat soundso müsse sofort ..., sondern formulierte, der Bundesrat ersuche ihn, dass ...

Als er fertig war, klingelte er mit der Tischglocke. Der Kanzleichef erschien. Ihm übergab er das Schreiben. Der dritte Kanzlist, der mit der schönen Handschrift, sollte es sofort fünfundzwanzig Mal kopieren und mit dem Departementsstempel versehen, zuhanden jedes Kantons und jedes Halbkantons. Welti hätte es drucken lassen können, doch das dauerte zu lange. Dringliches schrieb man immer von Hand. Das Zirkular musste noch am gleichen Tag vor zwei nachmittags auf der Post sein.

Jetzt hatte Welti Zeit für die Proklamation ans Volk, für die er bereits Notizen gemacht hatte. Zu Beginn schilderte er die politische Lage. Dann unterstrich er die strikte Wahrung der Neutralität, aber auch, dass die Schweiz jedem Eindringling mit Waffengewalt entgentreten werde. Danach zählte er auf, was der Bundesrat schon unternommen hatte und was er in nächster Zukunft tun müsse. Vordringlich sei die Wahl eines Generals und von dessen Stabschef.

Hernach liess er eine Zeile leer und richtete sich daraufhin direkt ans Volk: «Getreue, liebe Eidgenossen! Es gereicht uns zur hohen Befriedigung, Euch die beruhigende Versicherung geben zu können, dass die für den Feldzug bestimmten Heeresteile in jeder Beziehung so ausgerüstet sind, dass sie darin die Mittel finden können, ihre Sendung in allen Ehren zu erfüllen. Es werden schwere Opfer von Euch gefordert werden müssen, allein die Stimme der vaterländischen Behörden hat beim Schweizervolk noch je- weilen einen freudigen und begeisterten Widerhall gefunden, wenn es galt, das Vaterland zu schirmen und die Schweizerehre unbefleckt der Zukunft zu überliefern. Wir dürfen die zuversichtliche Erwartung hegen, dass Ihr die Euch zugemuteten Lasten mit alteidgenössischer Standhaftigkeit tragen und dass Ihr heute wie immer bereit sein werdet, die Verfügungen Eurer Behörden, die ja nur Ausdruck Eures souveränen Willens sind, mit allen Kräften zu unterstützen.

Eidgenössische Wehrmänner! Lebhaft bedauern wir, dass wir, gezwungen durch Geschieke, an denen wir nicht Schuld tragen, Euch dem heimatlichen Kreise und Euren gewohnten friedlichen Beschäftigungen entziehen müssen. Wir wissen aber auch, dass Ihr jetzt und alle Zeit dem geliebten Banner, dem weissen Kreuz im roten Felde, mit Freuden folgen werdet. Wir wissen, dass der Eidgenosse, Bürger und Soldat zugleich, zum freien und unentweihten Vaterlande wie zu einem Heiligtum emporschaut, in dessen Schirmung er die erste Aufgabe seines Waffendienstes zu erkennen gewohnt ist. Wir wissen aber auch, dass Ihr nie vergessen werdet, dass diejenigen, bei denen Ihr Eure Standquartiere nehmen sollt, Euch nicht Fremde, sondern dass sie Eure Miteidgenossen und Brüder sind. ... Hoffen wir zu Gott, dass es uns gegeben sei, auch diese Krise in allen Ehren und

des Schweizer Namens würdig zu bestehen, wie wir wissen, dass ein jeder von Euch in dem Bewusstsein treu erfüllter Wehrmannspflicht den schönsten Lohn für die gebrachten Opfer zu erblicken bereit sein wird.»

Als Welti den Text durchlas, beschlich ihn das Gefühl, er hätte den Aufruf mit einfachen, kernigen Sätzen viel wirksamer gestalten können. Aber wurden an patriotischen Feiern nicht ähnliche Reden geschwungen? Bejubelten dann die Zuhörer die Salbadereien nicht frenetisch? Wortreiche Sätze, verschachtelte Konstruktionen machten offenbar Eindruck, denn man vermutete, wer so vertrackt zu reden verstehe, habe auch etwas zu sagen ...

Welti gab den Aufruf in Druck. Übermorgen würde er in allen Haushaltungen zu lesen sein.

Das im klassizistischen Stil erbaute Haus der Unternehmerfamilie Herzog in Aarau spiegelte sich im davorliegenden Weiher. Der Grundbesitz darum herum war bedeutend. Er hatte sich im Verlauf der Jahrzehnte bis zu den Dörfern Suhr und Buchs ausgedehnt, sodass das Gebiet im Volksmund «das Herzogtum» hiess. Das Vermögen stammte aus den Spinnereifabriken und dem einträglichen Salzhandel mit dem süddeutschen Württemberg. Von dort stammte die Frau des Obersten Hans Herzog. Die Ehe war in der Stadt Rottweil geschlossen worden, die früher als zugewandter Ort mit den Eidgenossen verbündet gewesen war. Herzog hatte als junger Offizier fast dreivierteil Jahre in Ludwigsburg nördlich von Stuttgart, der württembergischen Hauptstadt, beim Stab der Reitenden Artillerie Dienst getan. Dabei hatte er seine Frau kennengelernt. Bei den Offizieren hatte er einen beneidenswerten Zusammenhalt und bei den Soldaten einen Diensteifer vorgefunden, die er in der Schweiz schmerzlich vermisste.



Das Gut des Generals Hans Herzog in Aarau.

Auf dem Familiensitz in Aarau fand Herzog im Kreis seiner rasch wachsenden Familie – seine Frau Emilie, geborene von Alberti, gebar ihm drei Töchter und zwei Söhne – den Ausgleich zu seiner militärischen Arbeit, die ihm oft Last und Bürde war. In den Fünfzigerjahren hatten Fehlinvestitionen seines Bruders das Vermögen empfindlich schrumpfen lassen, doch war noch immer so viel vorhanden, dass man gut leben konnte. Das beruhigte, denn der Oberst war sogar als Waffenchef der Artillerie besoldungsmässig nicht auf Rosen gebettet.

Jetzt blätterte er, bei dem schönen Wetter am Teich sitzend, die jüngsten Zeitungen durch. Die politische Lage spitzte sich bedrohlich zu. Das wusste jedermann. Auf der Frontseite eines Blattes stach ihm ein gross aufgemachter Text mit dem Titel «Proklamation ans Schweizervolk» in die Augen. Neugierig begann er zu lesen. Gleich zu Beginn stieg ihm die Galle hoch. Was er da las, nämlich dass die Armee in jeder Beziehung so ausgerüstet sei, dass sie ihre Aufgabe, das Land zu schützen, in allen Ehren erfüllen könne, war der bare Hohn! Der Verfasser konnte nur ein einziger sein – Welti! Und wirklich, der Aufruf war von ihm unterzeichnet! Der streute den Leuten nicht nur Sand in die Augen, der beging ein Verbrechen! Ihnen vorzugaukeln, das Heer sei kriegstüchtig, wiegte das Volk in ein falsches Sicherheitsgefühl! Wehe der Heimat, wenn es zum Ernstfall kam! Dann würden die Schweizer Milizen, kriegsungeohnt, wie sie waren, fast wehrlos dahingeschlachtet, ohne Aussicht auf Erfolg!

Herzog konnte sich denken, warum der Vorsteher des Militärdepartements so unverfroren log. Er hatte schlicht und einfach seine Pflicht nicht getan, weder in der ersten Zeit, da er Militärdirektor war, noch jetzt in der zweiten Amtsperiode. Vor Jahren hatte er ein Leitbild geschaffen,

dem Herzog zugestimmt hatte. Es war der Bürger in Uniform. Von klein auf sollten die Schulen aller Stufen auf dieses Ziel hinarbeiten. Das Ansehen der Offiziere sollte nicht bloss vom Rang abhängen, sondern von gründlicher Sachkenntnis und davon, dass sie Vorbilder sein sollten. Beides war höchst erstrebenswert. Doch dann liess Weltis Interesse am Wehrwesen immer mehr nach. Der Grossunternehmer Alfred Escher faszinierte ihn und besonders dessen Plan, das Gotthardmassiv mit einem Eisenbahntunnel zu durchbohren und Nord und Süd zu verbinden. Das Herzstück des Jahrhundertbauwerks würde dann die Schweiz sein mit allen Möglichkeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs. Dem Eisenbahnkönig oder Baron von Zürich, wie man Escher nannte, ihm, der die Fäden der Wirtschaft zog, der die Politiker von halb Europa kannte, diesem Titanen der Hochfinanz war Welti verfallen. Und als der mächtige Mann ihn, den ehrgeizigen Bundesrat, in seine Pläne einband und benutzte zur Einflussnahme in Bern, da war es um Welti endgültig geschehen. Was der Zürcher verlangte, das tat er, ein treuer Diener seines Herrn. Den grössten Teil seiner Kraft und einen beträchtlichen Teil seiner Zeit schenkte er Escher. Da blieb für die Armee nicht mehr viel übrig. So jedenfalls sah es Herzog. Man wollte wissen, dass sich Welti, als er an einem Treffen mit Escher nicht teilnehmen konnte, bei diesem geradezu untertänig entschuldigte, weil er auf dem Waffenplatz Thun habe sein müssen. Das hiess doch, ich wäre viel lieber in Zürich gewesen, statt mich mit militärischen Dingen herumzuschlagen! Bei Escher ging es um Verhandlungen auf höchster Ebene. Da wurde mit Millionen jongliert, und er, Welti, musste begutachten, ob man an der Munitionswerkstätte Thun einen Anbau von ein paar lumpigen tausend Franken verantworten könne!

Herzog nahm die Zeitung wieder zur Hand und las weiter. «Schön wär's», murmelte er grimmig, als behauptet wurde, die Behörden täten nichts anderes als den Willen des Volkes umzusetzen, und mit immer grösseren Augen nahm er zur Kenntnis, dass «der Eidgenosse, Bürger und Soldat zugleich, zum freien und unentweiheten Vaterland wie zu einem Heiligtum emporschaue, in dessen Schirmung er die erste Aufgabe seines Wehrdienstes erblicke».

Herzog sprang auf. «Unentweihetes Vaterland – Heiligtum – Schirmung!», wetterte er. «Was für Wörter! Salbungsvolle Rhetorik, darüber verfügt Welti, weil er sonst nichts zu bieten hat! Ich kenne die Zustände von den Inspektionen her. Kaum eine Einheit, wo der einzelne Mann seine Ausrüstung lückenlos vorweisen kann! Es fehlt an allen Enden, auch am Zustand der Waffen. Und wenn man auf die Missstände hinweist, macht man sich verhasst als einer, der immer nur nörgelt und schwarzsieht!»

Der Ausbruch von Unmut rief Herzogs Frau aus dem Haus. «Was regt dich so auf?», fragte sie besorgt. «Nimm, was in den Zeitungen steht, nicht derart ernst.» «Warum soll ich es nicht ernst nehmen? Der Bundesrat missbraucht seine Macht dazu, Unwahrheiten zu verbreiten. Schau hier!» Er zog unter einem Stoss von Zeitungen ein Blatt hervor. Laut las er: «In militärischer Beziehung ist die Schweiz so ausgerüstet, dass sie allen Eventualitäten gewachsen sein dürfte.» Die nächsten Sätze erregten Herzog dermassen, dass seine Stimme sich überschlug:

«Die Bewaffnung der Infanterie, der Scharfschützen und der Artillerie ist in bestem Zustand. Wenn auch die Fabrikation der Repetiergewehre noch nicht so weit fortgeschritten ist, so steht dessen ungeachtet die Infanteriebewaffnung derjenigen keines andern europäischen Heeres nach. Die Munitionsvorräte aller Art sind in reichlichem



Emilie von Alberti, die erste Frau Herzogs.

Masse vorhanden und die Beschaffung weiterer Reservevorräte ist in vollem Gange.»

Die Frau legte ihm die Hand beschwichtigend auf den Arm. Sie spürte, wie er zitterte. Auch ihr war klar: Da reihte sich eine Unwahrheit an die andere. Auch wenn sie sich kaum für Militärisches erwärmte, wusste sie doch, dass im jüngsten Krieg zwischen Preussen und Österreich die modernen deutschen Gewehre den veralteten österreichischen weit überlegen und für den Sieg entscheidend gewesen waren.

Herzog wandte sich um und nahm seine Frau in die Arme. Wieder ruhig, sagte er: «Übrigens kennt unser Kriegsminister, um ihn so zu nennen, nicht einmal den Unterschied zwischen einer Mobilmachung und einem Feldzug. Schon im zweiten Satz seiner Proklamation redet er von den für den Feldzug bestimmten Heeresteilen. Will er mit denen in den Krieg eingreifen? Ich möchte wissen, wie er zu seinem Oberstenrang gekommen ist!» Und dann fügte er an: «Sollten wir in den Krieg verwickelt werden, dann gnade uns Gott. Nur ein Wunder könnte uns retten.»

Im Aarauer Schlösschen, dem Wohnsitz des Obersten Emil Rothpletz, sassen im Herrenzimmer, im Raum, in dem geraucht werden durfte, der Hausherr mitsamt seinem Freund Hans Herzog und einem Gast, dem Bundesrat Emil Welti. Es war Sonntag, der 17. Juli 1870. Welti war eigens mit dem Zug von Bern hergefahren. Er hatte den Sonntag gewählt, da dieser in seiner Agenda der einzige Tag war, an dem er über seine Zeit verfügen konnte. Seine Frau hatte ihm beim Abschied wie immer nachgerufen: «Du wirst dich noch überarbeiten!» Er kannte ihre Ermahnungen bis zum Überdross. Nun sass er hier, vor sich ein Glas Wein und eine Schachtel voll köstlicher Havanna-Zigarren. Er griff

sich eine heraus, beschnitt sie und setzte sie in Brand. Während er zu paffen begann, sagte er: «Ist Ihnen bewusst, dass wir drei alle Aargauer sind? Böse Zungen könnten spötteln, wir ehemaligen Untertanen probten den Aufstand gegen unsere früheren Herren, die Berner. Wären die Zeiten nicht so ernst, könnte man es einmal probieren. Das wäre ein Heidenspass. Aber vergessen wir es.» Er wandte sich an Herzog: «Sie ahnen gewiss, warum ich hier bin. Ich frage Sie rund heraus: Wollen Sie unser General werden?» Herzog schwieg eine Weile, dann sagte er: «Ich habe diese Frage erwartet. Meine Antwort ist: Nein!» Welti sog an der Zigarre. «Das überrascht mich nicht. Die Lage brauche ich Ihnen nicht zu schildern, aber ich mache Sie darauf aufmerksam: Wir Bundesräte sind von der Vereinigten Bundesversammlung mit allen nötigen Vollmachten ausgestattet. Zu ihnen gehört das Recht und die Pflicht, den General vorzuschlagen. Sie sehen, ich bin nicht zum Vergnügen hier, obschon die Havanna vorzüglich schmeckt.» Dabei nickte er Rothpletz freundlich zu. «Muss ich, Herr Herzog, betonen, dass ich nach der Verfassung Ihr Vorgesetzter bin? Dass bei uns das Militär von den obersten zivilen Behörden kontrolliert wird?»

«Das ist mir bewusst. Aber niemand kann mich freien Schweizer zwingen, ein Amt anzunehmen, dem ich nicht gewachsen bin.»

«Nicht gewachsen? Sie?» Welti zählte alles auf, was Herzog bisher geleistet hatte. Es war eine Menge. Als er endete, entgegnete Herzog:

«Schön, dass Sie es anerkennen, aber vom Ärger und Verdruss, die ich dabei erlebt habe, sagen Sie nichts. Ich bin Sisyphus. Ich rolle den Stein den Berg hinauf, und oben entgleitet er mir und poltert in die Tiefe.»

«Herzog, Sie übertreiben. Sie sind ein Schwarzmalerei.»

«Ja, der bin ich. Mit meiner Gesundheit steht es nicht zum Besten. Ich habe eine kranke Leber.»

«Darum trinken Sie nicht von dem süffigen Wein, den uns Herr Rothpletz kredenzt?»

«Ja, darum. Es ist mir zuviel über die Leber gekrochen.»

Welti versuchte es auf andere Art. Er sprach davon, dass die fünf Divisionen, die vorsorglich mobilisiert worden waren, ihre Einsatzbefehle erhalten hätten, aber er, Welti, wisse, wie ungenau er sie formuliert habe. Er schäme sich nicht zu gestehen, dass er den Truppen zwar bestimmte Grenzräume zugewiesen, aber deren Aufgaben mit Ausdrücken wie «bewachen, decken, sichern oder beobachten» nicht klar genug umschrieben habe. In der Eile habe er zu wenig überlegt. Den eigentlichen Zweck, das unbedingte Halten der Stellungen, bis die ganze Armee im Felde stehe, habe er nicht mal erwähnt. Er gebe zu, in den bisherigen Anordnungen spüre man das Fehlen eines durch und durch geschulten Oberkommandanten. Nur die straffe Führung nach dem festen Willen einer Persönlichkeit mache die Armee operationsfähig. Diese Persönlichkeit sei er, Herzog.

Auch diese Karte stach nicht. Herzog sagte, wenn er dem Land in einer weniger schwierigen Stellung dienen könne, dann dürfe man auf ihn zählen. Wie stehe es denn mit dem Gastgeber, mit seinem Freund Rothpletz? Der sei gesund und verstehe sehr viel vom Metier. Er habe einen klaren Kopf, mit dem er sofort Zusammenhänge erkenne. Er sei die geborene Führungsfigur. Unter ihm Generalstabschef zu sein, dem würde er zustimmen.

Eine Weile war es ganz still. Dann räusperte sich Welti: «Ein interessanter Gedanke, ein bestechender sogar. Aber er hat einen Haken. Zu Beginn habe ich darauf hingewiesen,

dass wir drei alle Aargauer sind. Leider ist es so, dass beim Militär wie bei den zivilen Ämtern nicht unbedingt die Besten gewählt werden. Da spielt – Sie wissen es ja – vieles hinein, vorab die politische Färbung, die Beziehungen und auch die Herkunft. Eine Doppelbesetzung mit Aargauern – General und Stabschef – würde die Bundesversammlung nie schlucken. Da würden die übrigen Kantone jaulen.»

Weltis Worte veranlassten Rothpletz, der bisher geschwiegen hatte, zu heftigem Kopfnicken. Er war froh, dass er nicht Stellung beziehen musste.

Inzwischen hatte die Kaminuhr etliche Male geschlagen. Trotz den Protesten Weltis und Herzogs trug die Hausfrau einen Imbiss auf. Beim Mokka legte Welti den letzten Trumpf auf den Tisch. Ihm war bekannt, dass sich Herzog schon mehrmals aus Positionen hatte zurückziehen wollen, war aber jedes Mal geblieben, wenn man an seinen Patriotismus appellierte. Das war seine Achillesferse. Er ertrug es nicht, wenn man ihm vorwarf oder auch nur eine Andeutung in dieser Richtung machte, er stehe nicht mit Leib und Seele zur Heimat. Das nutzte Welti. Er fragte nochmals: «Herr Herzog, reizt es Sie tatsächlich nicht, als General dem Land zu dienen?»

Herzog darauf: «Wie oft muss ich es wiederholen: Es reizt mich nicht! Ich würde unter der Last zusammenbrechen, und damit wäre niemandem gedient!»

Welti dagegen: «Die Zeitungen, das ganze Volk ruft nach Ihnen! Spüren Sie es nicht?»

«Natürlich spüre ich es. Einem andern würde es schmeicheln. Mir nicht. Nehmen Sie es endlich zur Kenntnis: Ich will nicht, weil ich nicht kann!»

Da murmelte Welti, sich zurücklehnend, aber doch so, dass es Herzog verstand: «Er enttäuscht mich. Ich habe immer geglaubt, die Heimat gehe ihm über alles.»

Herzog sprang auf: «Das lasse ich mir nicht bieten, auch von einem Bundesrat nicht! Ich kein Patriot! Ich habe mich bisher aufgeopfert. Ich werde es auch diesmal tun, meine Gesundheit, meine Familie hin oder her, zum Beweis, dass ich zu diesem Land stehe! Aber es wird eine Katastrophe werden. Das sehe ich voraus. Und die Verantwortung wird bei Ihnen liegen, Herr Bundesrat Welti!»

Dieser streckte Herzog die Hand entgegen. Der zögerte, dann ergriff er sie. Welti sagte: «Ich danke Ihnen, danke im Namen des ganzen Volkes. Ich wusste, dass Sie sich durchringen würden. Ich verlange Ihre Zustimmung nicht schriftlich. Es heisst: Ein Mann, ein Wort. Ausserdem haben wir einen unverdächtigen Zeugen, Ihren Freund Rothpletz. Ich bin froh, dass es so ist.»

Welti verabschiedete sich rasch. Er hatte sein Ziel erreicht. Herzog war manipulierbar. Auf der Rückfahrt nach Bern ging ihm vieles durch den Kopf. Sobald Herzog von der Bundesversammlung gewählt war – daran zweifelte er nicht, er würde schon dafür sorgen –, war Welti für nichts mehr verantwortlich, was die Armee betraf. Ging etwas schief, hatte nicht er, sondern Herzog versagt. Wichtig war, dass Herzog als General nicht allzu mächtig wurde. Das liess sich verhindern. Man konnte die Räte so beeinflussen, dass sie die Führungsgehilfen, die der General sich wünschte, den Stabschef und den Generaladjutanten, nicht wählten, sondern andere. Er würde gleich morgen Montag damit beginnen, seine Parteifreunde und solche, die ihm aus irgendwelchen Gründen verpflichtet waren, in diesem Sinne zu bearbeiten. Darin war er ja Meister.

Während Welti zufrieden im Erstklasscoupé in die Bundeshauptstadt zurückdampfte, sass Herzog auf dem Sofa, den Kopf in die Hände gestützt, seinem Freund Rothpletz erschöpft gegenüber. Er stierte zu Boden. Er fragte sich, ob

er richtig gehandelt hatte. Er war in die Falle gegangen, in die Patriotismusfalle. Welti hatte ihn hineingelockt, dieser windige Diplomat! Welti war der Sieger, der Gewandtere, Stärkere, er dagegen der Verlierer, der Schwächere. Das würde so bleiben. Was für Aussichten für die Zusammenarbeit! Zusammenarbeiten musste er mit Welti so oder so. Er hob den Kopf, schaute den Freund fragend an und sagte: «Soll ich ihm telegrafieren: Zusage gilt nicht! Was meinst du dazu?»

Rothpletz setzte sich neben ihn: «Du würdest jedes Ansehen verlieren. Welti würde das Telegramm ignorieren und dich trotzdem vorschlagen. Er hat die Trümpfe in der Hand, nicht du. Warum hast du überhaupt zugesagt?»

«Ja – warum? Ich weiss warum: Ich wollte den aufsässigen Kerl endlich los sein.» Und leise fügte er hinzu: «Dieses Ekel.»

In diesen Tagen wurde Jean Célestin Sallier beigebracht, was einen tüchtigen Soldaten ausmachte, ihm, den die Heeresgendarmen von der Heuernte weg in die Kaserne und dann zum Lyoner Bahnhof eskortiert hatten. Auf einem Übungsgelände mit Zelten, die den Regen bald durchliessen, lernte er, wie man das Gewehr präsentierte, wie man den Vorgesetzten grüsste und wie man stramm stand. Er lernte auch, wie man im Verband des Zuges, den man Peleton nannte, marschierte, nach links und rechts schwenkte, ohne aus dem Tritt zu fallen, wie man das Bajonett aufpflanzte, das Gewehr fällte und mit Hurragebrüll zuerst im Trab und dann im Schnelllauf die Wiese überquerte, ohne zu stürzen, und wie man an ihrem Ende das Bajonett in den Leib von Strohpuppen rammte und es darin einige Male umdrehte. Ferner lernte er, dass man die Flinte beim Reisemarsch schräg auf der Schulter trug oder umhängte, dass man sie